



RISIKEN UND NEBENWIRKUNGEN MEDIZINISCHER BILDPRAXIS

Joachim Kirsch

Auszug aus dem Jahresbericht
2017 / 2018 des Marsilius-Kollegs





RISIKEN UND NEBENWIRKUNGEN MEDIZINISCHER BILDPRAXIS

1. Marsilius-Kolleg

Mein Fach, die Anatomie, ist ein medizinisches Grundlagenfach und daher wenig ergebnisreich, wenn es darum gehen soll, interdisziplinäre Projekte zwischen Medizin und Lebenswissenschaften einerseits und Geisteswissenschaften andererseits zu entwerfen. Dies trifft in noch höherem Maße zu, wenn man darunter in erster Linie die makroskopische Anatomie versteht. Insofern war ich über die Anfrage, ob ich an der Mitarbeit in einem interdisziplinären Projekt des Marsilius-Kollegs interessiert sei, zugleich überrascht wie neugierig. Die einzigartige Möglichkeit innerhalb des Marsilius-Kollegs für ein Jahr einen interdisziplinären Diskurs mit Geisteswissenschaftlern zu führen und auf diese Weise auch einmal „die andere Seite der Medaille“ beleuchten zu dürfen, stellt nicht nur eine enorme Bereicherung für jeden einzelnen Kollegiaten dar, vielmehr ist dieser „Brückenbau“ der Heidelberger Wissenschaftskultur in der Tat das Herzstück unserer Volluniversität.

2. Ausgangslage

In den vorausgegangenen Jahren hatte ich an zwei Lehrbüchern der makroskopischen Anatomie mitgearbeitet und war dabei auf ein Phänomen gestoßen, dessen Bedeutung ich gerne besser verstanden hätte: während die Lehrbücher der Anatomie meiner Studienzeit zum überwiegenden Teil aus beschreibenden Texten und wenigen,

besonders ausgewählten Bildern bestanden, geht die Tendenz heute zur massiven Bebilderung am besten noch in 3D und Farbe, während der Text eher marginalisiert zu werden droht. Die Abbildungen in den einschlägigen Lehrbüchern sollen selbstverständlich bereits auf das Wesentliche hinweisen und dieses aus der Fülle anderer Strukturen deutlich abgrenzen. Diese didaktisch gut begründbare Reduktion auf das Wesentliche meist komplexer Zusammenhänge und Sachverhalte spielt im praktischen Unterricht der Anatomie aber insbesondere auch bei der Illustration von Lehrbüchern eine große Rolle. Die Vielfalt individueller Ausprägungen und Variationen (ohne Krankheitswert) wird der didaktischen Reduktion, zumindest in anatomischen Abbildungen, untergeordnet. Die Studierenden werden zwar darauf hingewiesen, dass es zu nahezu jedem Sachverhalt solche Variationen geben könnte, aber erst im klinischen Alltag gewinnen die individuellen Variationen z. B. bei der Planung von Eingriffen auf der Basis bildgebender Verfahren oder bei chirurgischen Eingriffen selbst an entscheidender Bedeutung. Streng genommen entsprechen solche Abbildungen daher nicht der Wirklichkeit, sie vermitteln vielmehr eine Ahnung dessen, was tatsächlich vorgefunden werden könnte. Lügen die Abbildungen in unseren Lehrbüchern deshalb?



Bei der bildhaften (d. h. nicht mathematisch formulierten) Dokumentation von Forschungsergebnissen in den Biowissenschaften und in der Medizin ist eine ähnliche Tendenz zu beobachten. Die Dokumentation muss, meist nach Vorgaben der Verlage, auf ein Minimum reduziert werden und die resultierenden Abbildungen zeigen häufig exemplarische Ergebnisse, oft sogar ohne Hinweis, dass es sich um ein exemplarisches/„typisches“ Ergebnis handle. Durch die Möglichkeiten moderner Bildbearbeitung können

Ergebnisse so verändert werden, dass Zweifel an der Validität des Experiments und insbesondere seiner Dokumentation gerechtfertigt werden. Ähnlich wie bei den nachträglich gefälschten fotografischen „Dokumentationen“ bei den Auftritten Lenins und seiner später in Ungnade gefallenen Kampfgefährten, besteht die

Tendenz, missliebige Details eines Ergebnisses auszublenden oder zu eliminieren. Die Grenze zum wissenschaftlichen Fehlverhalten im Sinne einer Verfälschung von Forschungsdaten ist in solchen Zusammenhängen nicht immer sicher zu ziehen. Daher gibt es bei vielen, aber nicht allen Zeitschriften im Biomedizinischen Bereich Regeln für die Bearbeitung von Bildern, die auf Forschungsergebnissen beruhen.

3. Zwischenergebnis

Was beim Verfassen und der Illustration von Lehrbüchern sinnvoll und aus didaktischen Erwägungen heraus sogar geboten erscheinen mag, kann bei der Dokumentation von Forschungsergebnissen zumindest problematisch, ggf. sogar unredlich sein. In meinem Marsilius-Projekt wollte ich dieses Spannungsfeld zwischen Realität und ihrer bildhaften Darstellung ausloten. Die Bildwissenschaftliche Kompetenz, mit deren Hilfe der Grenzbereich zwischen didaktisch begründeter Reduktion und Verfälschung der Realität untersucht werden sollte, wurde durch den Bildwissenschaftler Philipp Stoellger aus der Theologie beigesteuert.

Bildgebende Verfahren spielen in der Medizin eine immer wichtigere Rolle. Selten ist es erforderlich, dass ein Arzt auf einem solchen „Bild“ tatsächlich alle Details erkennen und benennen kann, obwohl dies grundsätzlich möglich ist. Es ist einfach nicht sinnvoll, dies zu tun. Vielmehr kommt es darauf an, dass bestimmte Muster als physiologisch d. h. ohne Krankheitswert erkannt und von anderen als pathologisch klassifizierten unterschieden werden können. Muster und deren Erkennung führen in der medizinischen Bildgebung daher geradezu ein Eigenleben. Zusammen mit Jens Kessler aus der Anästhesiologie wollte ich daher die Mechanismen erkunden, wie aus einer bildlichen Information Desinformation werden kann, die im klinischen Alltag u. U. unmittelbar gefährlich werden kann.

In den Sitzungen des Kollegs stellten wir unsere höchst unterschiedlichen Ausgangssituationen und -fragestellungen vor. Die sich daraus ergebenden Diskussionen insbesondere auch mit den anderen Kollegiaten dieses Jahrganges halfen uns in doppelter Hinsicht: Sie ermöglichten zum einen eine schärfere Fassung des Begriffes „Bild“, der nahezu zwangsläufig von einem Bildwissenschaftler anders, nämlich viel umfassender verstanden wird, als umgangssprachlich. Andererseits konnten wir auch anhand praktizierter Bildgebung mit Hilfe von Ultraschallgeräten die ganz besondere

Faszination aber auch die Macht von Bildern, insbesondere wenn sie vom eigenen Körper erstellt werden, für jeden der beteiligten Kollegiaten verdeutlichen.

Besonders eindrücklich gestalteten sich für mich das Brückenseminar „Der Mensch im Bild: Bildgebung in Medizin und Religion“, mit dessen Hilfe wir mit den Studierenden „diesseits und jenseits des Neckar“ die „Risiken und Nebenwirkungen“ von Bildern in Naturwissenschaft und Religion erarbeiten wollten. Neben der konventionellen Seminararbeit in Form von Referaten führte uns dieses Seminar auch in das Institut für Anatomie und Zellbiologie, wo sich die Teilnehmer anhand ausgewählter Präparate (Plastinate) und Modelle die Diskrepanz von Realität und die möglichen Folgen ihrer didaktischen Verkürzung vor Augen führen konnten.

Der interdisziplinäre Diskurs im Rahmen dieser Veranstaltungen führte bei mir zu überraschenden, weil höchst unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen vereinigende Erkenntnissen – wahrscheinlich ist genau dieses vereinigende Element das Einzigartige, was das Marsilius-Kolleg ausmacht:

- Bilder sind an jemanden adressiert und werden „gebraucht“ in der doppelten Bedeutung des Wortes.
- Um Bilder sinnvoll zu „gebrauchen“, bedarf es einer nicht geringen Kompetenz. Diese Kompetenz muss in doppelter Hinsicht erworben werden. In technischer Hinsicht, um den bei der Verbildlichung angewandten „Code“ korrekt zu entziffern, aber auch in bildwissenschaftlicher Hinsicht, denn Bilder steuern den Blick und damit die Gedanken, die sich der Betrachter dazu macht (siehe unten).
- Bilder in Naturwissenschaften und Medizin ebenso wie in der theologischen Bildpraxis „machen“ Glauben. Die Deutungsmacht dieser Bilder liegt hier wie dort bei einer privilegierten Gruppe Eingeweihter, die dieses Privileg z.B. zum Erreichen von Zielen einsetzen kann.
- Bilder bilden nicht einfach nur ab, sie zeigen (auf etwas hin); was den Umkehrschluss zulässig erscheinen lässt, dass in und durch Bilder noch mehr zwangsläufig nicht gezeigt wird. Gleiches trifft möglicherweise auch auf das gesprochene und geschriebene Wort zu.

4. Ausblick

Eine weitere Erkenntnis lässt sich nicht in ein Schlagwort fassen, sie betrifft das Verständnis des Begriffes „Bild“. Erst durch die Reflexion im Marsilius-Kolleg wurde mir klar, dass es sich bei zahlreichen „Realitäten“ meines beruflichen Alltags als Hochschullehrer, bei dem es im Wesentlichen darauf ankommt, angehenden Ärzten harte, anatomische Fakten zu vermitteln, um bildhafte Inszenierungen handelt, deren Vielschichtigkeit im Sinne der oben skizzierten Bedeutungen und Funktionen von Bildern ich noch nie erfasst hatte. Was ich als Vermittlung von Wissen durch Bilder selber erlernt und als Hochschullehrer über Jahrzehnte gepflegt habe, wurde nun ergänzt durch die Einsicht, dass wir im Alltag wesentlich häufiger mit bildhaften Inszenierungen konfrontiert werden oder selber inszenieren, als dies vordergründig wahrgenommen wird. Über die „Risiken und Nebenwirkungen“ legen wir uns wenn überhaupt dann nur oberflächlich Rechenschaft ab. Eine technische Verbesserung der medizinisch-naturwissenschaftlichen Abbildungen wird ungefragt kommen, weil sie nun einmal durch technische Fortschritte möglich wird. Dieser Fortschritt sollte begleitet werden von einer „Kritik des Bildes“ und gesteigerten Bildkompetenz derjenigen, die Bilder erzeugen und gebrauchen.